

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heimwesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 49 (1978)
Heft: 3

Artikel: Soziologische und sozialpsychologische Aspekte : das Altersheim als Bestandteil eines sozialen Systems
Autor: Albrecht, Giosch
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-809707>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der alte Mensch im Heim

Vier Vorträge und ein Podiumsgespräch zum Thema «Der alte Mensch im Heim» standen im Mittelpunkt der Tagung 77 für Altersheimleitung und Kaderpersonal, die am 8. und 9. November in Weinfelden stattfand. In Nummer 12/77 des Fachblatts wurde über den Verlauf der Tagung berichtet. In diesem Heft legen wir — mit freundlicher Zustimmung der Referenten — den Lesern die Ausführungen von Pfr. Dr. Giosch Albrecht, Zollikon, Lehrbeauftragter an der Universität Zürich, und von alt Gemeinderat Klaus Schädelin, Bern, im Wortlaut vor. Die Vorträge von Ernst Noam, St.-Légier, der um die Jahreswende einer schweren Krankheit erlegen ist, und von Dr. Cécile Ernst, Zürich, sowie die Textfassung des auf Tonband aufgezeichneten Podiumsgesprächs werden in einer der nächsten Fachblattnummern folgen.

Soziologische und sozialpsychologische Aspekte

Das Altersheim als Bestandteil eines sozialen Systems

Von Dr. G. Albrecht, Zollikon

Auf die Frage, was die Gesellschaft zusammenhalte, präsentiert der Soziologe in seiner Analyse Systeme und Subsysteme, Organisationen und Institutionen, die das Funktionieren einer Gesellschaft in einer konkreten Situation garantieren. Systeme und Subsysteme, Organisationen und Institutionen sind geformt und geprägt von Normen, Werten und Interessen, die die grundlegenden Elemente sozialen Lebens oder sozialen Handelns sind. Funktionierende Systeme sorgen für gesellschaftliche Kohäsion und Integration.

Altersheime gab es zu gewissen Zeiten und in gewissen Gesellschaften nur selten oder überhaupt nicht. Von dieser Feststellung her möchte ich vorschlagen, das Altersheim vorerst einmal als Bestandteil eines gesellschaftlichen Systems zu sehen, das selber Teil einer bestimmten gesellschaftlichen Struktur ist. Altersheime nun sind ein Element eines sozialen Fürsorgesystems, das soziale Integration betagter Menschen zu gewährleisten sucht. S. Lohmann definiert das Altersheim als «eine Einrichtung, in der alte Menschen, die zur Führung eines selbständigen Haushaltes nicht mehr imstande sind, voll versorgt und betreut werden» (1). Diese Definition stimmt nur teilweise, da die Unfähigkeit, selbständig einen Haushalt zu führen, nicht auf alle Altersheimbewohner zutrifft. Die Definition sagt implizit schon etwas aus über die Stellung der Betagten in einer Gesellschaft, wenn sie von «versorgt» und «betreut» spricht. Wie die Stellung der Betagten überhaupt ist auch die Notwendigkeit, die Art oder einfach die Existenz von Altersheimen in Abhängigkeit von konkreten gesellschaftlichen Strukturen zu sehen. Betrachten wir vorerst kurz die Stellung der Betagten in zwei verschiedenen Gesellschaftstypen, um daraus einige

Hinweise für die unterschiedliche Notwendigkeit von Altersheimen zu erhalten.

Stellung der Betagten in Abhängigkeit einer konkreten Gesellschaftsform

Wir wissen, dass der vorherrschende Gesellschaftstyp und die Zugänglichkeit zu bestimmten Ressourcen sowohl die Altersproblematik als auch die Stellung der Betagten bestimmen. Die Beachtung der Interdependenzverhältnisse gewisser gesellschaftlicher Elemente (zum Beispiel Interpendenz zwischen wirtschaftlichen Faktoren und Familienstruktur usw.) wird sowohl zum Verständnis der Entstehung des «Asylums» (oder Altersheims) als auch der Situation und des Wohlbefindens seiner Insassen einiges beitragen.

Stellung der Betagten in primitiven und traditionellen Gesellschaften

Die Geschichtsforschung hat gezeigt, dass, je weiter man in die Geschichte primitiver und einfacher menschlicher Gruppierungen zurückgeht, desto kleiner wird der feststellbare Anteil der Betagten an der Bevölkerungsstruktur. Der Mensch in primitiven Gesellschaften oder Gruppierungen lebte viel mehr in ökologischer Abhängigkeit. Ökologische Faktoren bestimmten und bestimmen vielfach auch seine Lebenschancen. Alte Menschen im heutigen Sinne kannte man nicht. Wenn Ethnologen in Darstellungen von Gerontokratien bei primitiven Stämmen von den «alten Männern» reden, so sind da vom Kalender her geprägte Altersvorstellungen

kaum zulässig. Wahrscheinlich waren andere biologische oder eventuell soziale Tatbestände ausschlaggebend, um zu den «Alten» gezählt zu werden.

Nun gilt es auch zu beachten, dass die Familiengemeinschaften in den erwähnten Gesellschaften Produktionsgemeinschaft war. Die Betagten hatten die Möglichkeit, in dieser Produktionsgemeinschaft zu bleiben und vielfach sogar ihre Führerrolle darin zu bewahren. Natürlich war sehr oft nur das «kräftige Alter» mit Prestige ausgestattet. Wenn die Alten hilflos und den anderen zur Last wurden, wurden sie vernachlässigt und starben oft alleingelassen. Gewisse primitive Gesellschaften verlangten sogar ihren Tod. Die Tatsache und die Art ihres Todes war dann wichtig. Sie wurden durch die Zusicherung belohnt, bis über den Tod hinaus Prestige zu besitzen. Selbst Stämme, die hohe Achtung für die Betagten zeigten, machten den Unterschied zwischen nützlicher Lebensperiode und der Zeit der Hilflosigkeit. Andere setzten ihre Betagten aus, aber nicht ohne sie, aus Angst vor den Göttern, mit Vorräten zu versorgen. Die vorhandenen Daten lassen nur wenig Zweifel aufkommen, dass das Vernachlässigen und Verlassen der Betagten ein häufiges Mittel war, um altersschwache Personen zu eliminieren.

Die Schlussfolgerungen, die Irving Rosow (2) aus einem Vergleich von etwa 100 nicht industriellen, zumeist primitiven, schriftunkundigen und ackerbau-treibenden Gesellschaften zieht, können wir wohl auch auf traditionelle, schriftkundige, ackerbau- und landwirtschaftstreibende Gesellschaften anwenden. Aus dem Vergleich ist festzustellen, dass die Situation der Betagten in den verglichenen Gesellschaften dann gut ist:

- 1 wenn die Alten über Privateigentum verfügen oder es zumindest kontrollieren, so dass die Jüngeren in ein Abhängigkeitsverhältnis geraten. Die Betagten bewahren so ihre Unabhängigkeit und erhalten die Möglichkeit, die Lebenschancen der Jüngeren zu bestimmen;
- 2 wenn die Alten über Erfahrungen verfügen, die ihnen strategisch bedeutsames Wissen verschaffen bis hin zum Monopol darüber. Dies ist besonders in schriftlosen Kulturen der Fall, in denen Tradition durch die Alten gewährleistet wird. Da haben die Alten die Möglichkeit, den Wandel entweder zu unterbinden oder nach ihrem Dafürhalten zu steuern. Ihre Erfahrungen und Fähigkeiten erstrecken sich auf die verschiedensten Bereiche: berufliche Fertigkeiten, Bewahrung der Religion, Rituale, Kriegführung, Künste, Heilkünste, Ausbildung usw.;
- 3 wenn der Verwandtschaft eine besondere Bedeutung zukommt und die Grossfamilie vorherrscht, was gleichzeitig zu institutionalisierten Verpflichtungen den Alten gegenüber führt;
- 4 wenn die Bevölkerung der einzelnen Gemeinschaften in ziemlich kleinen und stabilen Gemeinden wohnt;
- 5 wenn die in den Gemeinden dominierenden Werte eher religiöser als weltlicher Art und Herkunft sind;

- 6 wenn die Gemeindestruktur ziemlich klar gegliedert ist mit formaler Altersstufung und der eindeutigen Zuschreibung bestimmter Rollen für bestimmte Altersgruppen;
- 7 wenn so gut wie alle Kontakte persönlicher Art sind (also Primärkontakte);
- 8 wenn die Rollendifferenzierung nicht zu weit fortgeschritten ist und kaum räumliche Trennungen vorkommen, wie dies in modernen Gesellschaften der Fall ist (Trennung von Familiengemeinschaft und Arbeitsplatz/Mobilität);
- 9 wenn Armut und Kampf ums Überleben vorherrschen (vergleiche auch die Bedeutung der Alten in Kriegszeiten und Katastrophensituationen selbst in modernen Gesellschaften. Jede Hand wird gebraucht, wo die Maschinen nicht mehr ausreichen!);
- 10 wenn gegenseitige Hilfe die Gesellschaft stärker bestimmt (Solidarität ausgeprägt ist), was bei primitiver Arbeitsteilung eher möglich und funktionsnotwendig ist.

Die Bedeutung der älteren Menschen war so, dass eine Absonderung für die gesellschaftlichen Gruppierungen und nicht in erster Linie für die Betagten selber nachteilig gewesen wäre.

Heime entsprachen nie oder nur in besonders seltenen Fällen einem Bedürfnis!

Stellung der Betagten in der modernen Industriegesellschaft

Wie wir sahen, scheinen agrarische und stabile (einfachere) Gesellschaften der Fähigkeiten und der Arbeitskraft der Alten ganz anders sich bedient zu haben — wenn auch zur Vorsicht vor Idealisierung gemahnt werden muss —, so dass die kleine Zahl der Betagten in solchen Kulturen in höherem Masse integriert waren. Nach Rosows Ausführungen gilt dies selbst in gleicher Weise bei gewissen Minoritäten der USA. Wenn Landbesitz vorhanden ist, wenn man in kleinen Gemeinden lebt und wenn eher ausgedehnte Verwandtschaftsbeziehungen vorherrschen, wenn man der ungelerten Arbeitskraft angehört, scheint es den Betagten in jenen Minoritäten besser zu gehen. Eine Veränderung der oben genannten Faktoren verändert ebenfalls die Position der Alten. Industrialisierung und Technisierung haben jenen Wandel vorangetrieben. Ländliche Lebensstile nahmen städtische, moderne Züge an. Wo früher «Alter» noch irgendwie als Ordnungsprinzip galt, sind nun mit zunehmender gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Differenzierung andere zusätzliche Ordnungsprinzipien aufgetreten.

Neue gesellschaftliche Bedürfnisse erforderten wirtschaftliche Veränderungen, wirtschaftliche Veränderungen verursachten Besitzverlagerungen, komplexere Arbeitsteilung, neue Rollen- und Funktionszuweisungen. Das Privateigentum befindet sich nicht mehr vorwiegend in den Händen der Alten. Das Wissen beruht auf formaler Ausbildung, ist nicht

mehr Privileg der Alten. Immer mehr tendiert man dazu, die Alten eher als Hemmnis technischen Fortschrittes anzusehen. Sie werden so immer mehr und immer früher aus dem Produktionsprozess ausgeschaltet. Religiöse und traditionelle Bindungen sind für das praktische Leben nicht mehr von grosser Bedeutung. So ist die Verbindung zu den Ahnen durch die Alten kaum bedeutsam. Ebenso haben das Berufssystem und die regionale Mobilität die Bedeutung des Familien- und Verwandtschaftssystems verändert. Die Verantwortung der Familie gegenüber den Alten hat zum Teil abgenommen und wird notfalls an staatliche oder andere Institutionen delegiert. Die Abhängigkeit der vorindustriellen Gesellschaft gibt es nicht mehr oder ist zumindestens seltener geworden.

Die geschwächte Gruppensolidarität hat negative Folgen für die Betagten. Das Ansehen des älteren Menschen verminderte sich, wenn nicht in der Anstandslehre, so doch in der Praxis. Die früheren sinn- und bedeutungserfüllten Rollen, die der ältere Mensch innehatte, wurden ihm genommen, jedoch nicht ersetzt. Während die Betagten in vorindustriellen Gesellschaften zum Zeitpunkt, da sie schwächer wurden, in sekundären ökonomischen Funktionen, wie Arbeit auf dem Feld, im Hause, in der Ausübung ritualistischer Dienste, Hilfe in der Krankheit usw., sich beteiligen konnten, finden sie nicht mehr die gleichen Möglichkeiten in einer komplexeren Gesellschaft. Die Spezialisierung ist so gross, dass meistens nur jugendliche Konkurrenten Schritt halten können. Die Beteiligung der Betagten wird höchstens zu einem Zeitvertreib, der kein Prestige, keine soziale Anerkennung und Wertschätzung garantiert. Der Betagte verliert seine Bindungen an die Arbeitswelt und Familie und wird in eine randgruppenähnliche Existenz abgeschoben. In seinem Artikel über «Randgruppen in der modernen Gesellschaft» spricht Friedrich Fürstenberg (3) von der «Zerstörung der soziokulturellen Persönlichkeit».

Da der bevölkerungsmässige Anteil der Betagten sehr stark stieg, wurden Fragen des Wohnraumes immer vordergründiger. Die durch die moderne Planung angebotenen Wohnungsgrössen und die entsprechenden Mietzinsen schufen für nicht mehr verdienende Rentner eine problematische Situation. Ebenso beeinflussten sie bis vor kurzem zumindestens die sozialpolitischen Massnahmen einseitig. Das Heim wurde notwendig, und es ist nicht in jeder, aber doch in mancher Hinsicht noch notwendig. Sowohl das Heim wie der Mensch im Heim kann nur vor diesem gesellschaftlichen Hintergrund gesehen werden. Das Heim ist Produkt dieser ganz konkreten Gesellschaft und wird sich (oder sollte sich) verändern in dem Masse, als diese Gesellschaft sich verändert. Es dient einer gesellschaftlichen Integrationsfunktion, kann aber auch echte Desintegration fördern, wenn es sich sozial isoliert.

Das Bild vom Heim kommt nicht in erster Linie aus dem Heim, sondern aus der Gesellschaft. Die Einstellung zum Betagten überhaupt spiegelt sich auch in der Einstellung zum Heim. Eintritt ins Altersheim bedeutet für Betagte vorerst oft Bestätigung all der

Altersstereotype, die in der Gesellschaft erfahrbar waren. Die gesellschaftliche Einstellung zum Heim bleibt nicht ohne Einfluss auf das tatsächliche Wohlbefinden des Betagten im Heim.

Einstellung zum Altersheim und Gründe zum Uebertritt

Zahlreiche Studien haben eine überwiegend negative Einstellung zu einem Uebertritt ins Altersheim dargelegt (4). Das Wort «Asyl», aber auch das Wort «Altersheim» provoziert Angst und Ablehnung. Es gibt historische und psychologische Gründe für die mehrheitlich negative Einstellung. In der Geschichte der Altenhilfe waren Einrichtungen für Alte vorerst einmal zugleich Einrichtungen für Arme. Das Altersheim war um 1900 und in manchen Gegenden bis vor kurzem noch zugleich das Armenhaus. In einigen Gegenden und Ländern wurde bis 1919 den Hilfsbedürftigen das Wahlrecht, bei der Aufnahme in ein Heim sogar die Rente entzogen. «Die überaus strengen Hausordnungen der kasernenartigen Armen- und Arbeitshäuser, in denen auch Alte zur Arbeit gezwungen wurden, setzten sich bis ins 20. Jahrhundert fort.» (Hannelore Narr S. 101)

Diese historischen Relikte prägen heute noch die negative Einstellung zum Heim. In einer Studie über die Einstellung zur Uebersiedlung in ein Altenheim stellte Ursula Lehr fest: Nur 2,8 Prozent der befragten über Sechzigjährigen hatten sich im Hinblick auf eine mögliche Heimübersiedlung bereits konkrete Gedanken gemacht. Die generelle Bereitschaft, «irgendwann einmal» in einem Altersheim zu wohnen, war bei den 70—75jährigen Frauen am stärksten. Bei den gleichaltrigen Männern stiess der Gedanke an Heimübersiedlung auf stärkste Ablehnung. Ueber 70jährige Männer wandten sich entschieden stärker als 60—65jährige Männer und Frauen gegen jedes Wohnen im Altersheim. Die Bereitschaft, zu den Kindern zu ziehen, erwies sich bei allen in der Studie verglichenen Gruppen als noch geringer. Interessant ist, dass jene Betagten, deren Gesundheit vom Arzt als besser beurteilt wurde, eher zum Heimeintritt bereit waren; jene, deren Gesundheitszustand als schlechter beurteilt wurde, lehnten den Gedanken an einen Uebertritt am heftigsten ab.

Für die in der Studie festgestellte negative Einstellung können nach Lehr folgende *drei Momente verantwortlich* gemacht werden:

a) Der Umzug ins Altersheim wird als etwas «Endgültiges» empfunden. Es wird als die unwiderruflich «letzte Station» des Lebens gesehen. Ein Zitat aus einer amerikanischen Untersuchung weist ebenfalls darauf hin: «Das Altersheim wird in der Öffentlichkeit zumeist als eine Abstellhalle gesehen, ein Speicher, wo man alte Leute stapelt, bis sie tot sind» (Arbeitsgruppe Bonn 1971, S. 109, zit. nach Fischer 1976, S. 1). Mit dem Eintritt ins Heim wird der Abbruch von bisherigen lieb gewordenen Beziehungen assoziiert. Man hat Angst vor einer aufgezwungenen Reglementierung und Schematisierung des eigenen Lebensstiles, Angst vor dem Selbstverlust. Man ist

erst dann bereit, in ein Heim überzusiedeln, wenn man völlig auf fremde Hilfe angewiesen ist, «wenn es nicht anders geht». Dieses Warten bis zum letzten Moment findet sich bei Männern häufiger als bei Frauen. Von daher kann man auch verstehen, dass das Selbstbild der Männer, die den «Endgültigkeitscharakter» des Heimes mehr empfinden als Frauen, stärker erschüttert wird. Die Pflegebedürftigkeit scheint dann auch ein ausschlaggebender angenommener Grund für die Uebersiedlung zu sein, gefolgt von dem «Kindern nicht zur Last fallen», worin auch ein Bestreben des «Unabhängig-sein-wollens» zum Ausdruck kommt (5). In meiner explorativen Studie zur Situation der Betagten einer Region Graubündens (einer ländlichen Gegend) stand die Angst, in einer konkreten Notsituation allein dazustehen, als Grund für die Uebersiedlung ins Altersheim an vorderster Stelle (6).

b) Einen weiteren Beitrag zur negativen Einstellung zum Heim trägt die Angst vor den Reden der Leute dar. Man befürchtet, dass die «Versorgung» eines Familienmitgliedes ins Altersheim als Ausdruck familiärer Spannungen gedeutet werden könnte. Die Untersuchungen von Lehr zeigen aber deutlich, dass gerade jene Betagten, die den engsten Kontakt zu den Kindern haben und am meisten mit ihrer Elternrolle und Grosselternrolle zufrieden sind, am positivsten dem Altenheim gegenüber eingestellt sind. Es ist also nicht so, dass nur derjenige ins Heim zieht, der unter schlechten Familienverhältnissen zu leiden hat.

c) Das alte Bild des «Altenasyls» prägt heut die Einstellung zum Heim sehr stark. Das Heim wird noch zu sehr gesehen als Einrichtung für Sozial-Minderbemittelte. Der alte Mensch im Heim erscheint so als bemitleidenswertes, finanziell schwaches Wesen, ohne soziale Beziehungen, von geringem Selbstwertgefühl, hilflos und gebrechlich (Lehr S. 347).

Das vielfach vorhandene Altersheimbild erschwert so eine spätere Anpassung an die Heimsituation. Nur objektive Information kann den Vorurteilen dem Altersheim gegenüber entgegenwirken. So kann auch festgestellt werden, dass wesentlich geringere Spannungen beim Heimübertritt bei jenen Betagten sich zeigen, die vor dem Uebertritt sich durch Information ein Bild über Heim und Heimleben gemacht hatten. Natürlich kann auch die Freiwilligkeit des Uebertrittes die grössere Rolle für die spätere Anpassungsfähigkeit spielen. Die antizipatorische Vorstellung der kommenden Lebenslage scheint eine echte Anpassungshilfe zu sein. Das Gelingen der Anpassung hängt jedoch auch von anderen Faktoren ab: Die bisherige Lebenssituation, Zufriedenheit mit dem bisherigen Schicksal, das Gefühl, seine Ziele erreicht zu haben, Intelligenz, Aktivitätsgrad, Gesundheitszustand usw. spielen dabei eine grosse Rolle. Verschiedene Studien haben gezeigt, dass «Personen mit starker sozialer Kontaktfähigkeit, die auch schon vor der Heimaufnahme in stärkerem Masse soziale Kontakte pflegten, sich schneller an das Heimleben gewöhnen konnten und ihre grössere Zufriedenheit kundtaten als jene Personen, deren generelle Kontaktschwierigkeit auch schon im früheren Lebensalter hervortrat» (Lehr 348).

Das Heim als eigenständiges System

Im ersten Teil haben wir das Altersheim als eine Art Subsystem eines übergeordneten Systems unserer gesellschaftlichen Struktur angesehen. Diese Situation ermöglicht uns eine objektivere Beurteilung der Situation der Betagten im Heim, da das Altersheim in einem interdependenten Verhältnis gesehen wird, das die Lebensqualität im Heim sehr stark beeinflusst.

Wir können nun andererseits das Altersheim auch als selbständiges System sehen, in dem eine eigene Struktur, Systeme und Subsysteme existieren. So herrschen im Heim Normen und Wertvorstellungen, die sowohl die innere Struktur als auch das soziale Handeln des Heimbewohners bestimmen und die von Heim zu Heim verschieden sein können. Es gibt Kommunikation und Interaktion. Es laufen gruppendynamische Prozesse. Es gibt unterschiedliche Rollen, unterschiedliche Statuspositionen, es gibt Konflikte und soziale Kontrolle. Obwohl das Altersheim «mitten in dieser Welt steht», das heisst nicht unabhängig von der umgebenden Gesellschaft, sondern als ihr Produkt existiert, scheint es manchmal in seiner Eigenständigkeit und Abgeschlossenheit nicht «von dieser Welt zu sein». Letztere Tatsache mag bedingt sein durch bestehende Heimordnungen oder durch die konkreten Beziehungen zwischen den Heimbewohnern untereinander als auch zwischen den Heimbewohnern und der Heimleitung. Im folgenden kann ich natürlich nicht auf alle Zusammenhänge eingehen, die das Altersheim als eigenständiges System betreffen. Einige Elemente jenes Systems kennen Sie aus Ihrer praktischen Erfahrung. Ich wähle nur einige Punkte aus, die man — meiner Meinung nach — in Zukunft intensiver studieren und erforschen müsste.

Altersheim als «totale Institution»

Der Begriff «totale Institution» wurde von Erving Goffman geprägt. Goffman geht davon aus, dass jede Institution einen Teil der Zeit und der Interessen ihrer Mitglieder in Anspruch nehmen und für sie eine Art «Welt-für-sich» darstelle. «Institutionen sind tendenziell allumfassend» (7).

Dieser allumfassende oder totale Charakter wird symbolisiert durch Beschränkungen des sozialen Verkehrs mit der Aussenwelt.

In der modernen Gesellschaft gibt es eine soziale Ordnung, nach der der einzelne an verschiedenen Orten arbeitet, spielt, isst, schläft usw. Das zentrale Merkmal «totaler Institutionen» besteht nun nach Goffman eben darin, dass die Schranken, die normalerweise diese Lebensbereiche trennen, aufgehoben werden. Präzisiert heisst das, dass alle Angelegenheiten des Lebens an ein und derselben Stelle unter ein und derselben Autorität stattfinden; dass alle Mitglieder der Institution alle Phasen ihrer täglichen Arbeit oder täglichen Freizeit in unmittelbarer Gesellschaft einer grossen Gruppe von Schicksalsgenossen ausführen, wobei allen die gleiche Behand-

VSA

Kurs für
Heimleiter, Anwarter und Kommissionsmitglieder

Die unmögliche Rolle des Heimleiters

Der Heimleiter als Drehpunkt von Konflikten
zwischen Heim — Kommission — Oeffentlichkeit

Kursziel: Ausgehend von einem Planspiel sollen vor allem ethische, soziologische, rechtliche und politische Aspekte des Umgangs mit dem Konflikt behandelt werden. Der Kurs befasst sich also nicht mit der Konfliktvermeidung, sondern vielmehr mit Fragen des Umgangs mit dem gegebenen Konflikt. Kurzformel: Wie mit der Bombe leben?

Kursleitung: Dr. H. Sattler, Dr. H. Bollinger
Zeitpunkt: 23. Juni 1978, 14.30—17.00 Uhr
24. Juni 1978, 09.00—17.00 Uhr
Ort: Kirchgemeindehaus Hottingen, Asylstrasse 32, 8032 Zürich
Kurskosten: **Fr. 70.—** für Teilnehmer, deren Heim Mitglied des VSA ist.
Fr. 90.— für Teilnehmer, deren Heim **nicht** VSA-Mitglied ist.

Anmeldung bis 31. Mai 1978 an das Sekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich.

Name, Vorname: _____

Adresse, Telephon: _____

Name des Heims: _____

Ist das Heim Mitglied des VSA? ☐ Ja ☐ Nein

lung zuteil wird; dass alle Phasen des Tages exakt vorgeplant sind; dass die erzwungenen Tätigkeiten, die in einem rationalen Plan vereinigt sind, dazu dienen, die offiziellen Ziele der Institution zu erreichen.

In der «totalen Institution» gibt es eine totale Trennung zwischen den sogenannten «Insassen» und dem Personal. Die «Insassen» «sitzen» in der Institution und haben nur wenig Kontak zur Aussenwelt. Das Personal hält sich in der Regel nur während der Arbeitszeit in der Institution auf und ist sozial in die Aussenwelt integriert. Diese Tatsache hat ganz eigen-artige soziale Beziehungen zur Folge, die die Persönlichkeitsstruktur der Heimbewohner beeinflussen. Die Schranke, die die «Insassen» von der Aussenwelt trennt, ist ein Indiz seiner beschränkten Möglichkeit, über sich selbst zu bestimmen. Vielfach stellen empirische Untersuchungen fest, «dass in Altersheimen und Pflegeheimen die ‚Verwahrung‘ der Bewohner, deren Beaufsichtigung und Kontrolle im Vordergrund stehen, während die Therapie mit dem Ziel der Erhaltung bzw. Wiederherstellung der Selbständigkeit der Heimbewohner nur eine untergeordnete Rolle spielt» (8). Der Heimbewohner lebt in der Spannung zwischen dem Bedürfnis nach Sicherheit und Geborgenheit einerseits und dem Bedürfnis nach autonomer Lebensgestaltung andererseits. Es stehen nicht selten Heimautorität (mit der Heimordnung, die einen reibungslosen Ablauf des Heimbetriebes garantiert) und Heimbewohner mit seinen Autonomiewünschen in einem spannungsreichen Verhältnis. Die mehr oder minder passive Hinnahme der Anordnung der Heimautoritäten führt zu einer Bestätigung des Stereotyps von der Entscheidungsmündigkeit des Heimbewohners bei Heimleitung und Heimpersonal (Anthes S. 436). Der Konflikt zwischen dem freien Wohnen zuhause und den Reglementierungen in einer Institution kann so stark werden, dass grosse Anpassungsprobleme auftreten, die sich in Depression und Resignation bemerkbar machen. Die sogenannte gelungene Anpassung oder Integration im Heim ist nicht selten mit sozialem Druck und Zwang verbunden, was eben oft eine Beschädigung des Selbstwertgefühls nach sich zieht.

Der Neueintretende kommt mit einem ganz bestimmten Bild seiner selbst, das in sozialen Beziehungen vor dem Heimeintritt geformt wurde. «Er durchläuft nun», meint Goffman, «eine Reihe von Erniedrigungen, Degradierungen, Demütigungen und Entwürdigungen seines Ichs». Goffman hat da natürlich ganz bestimmte Institutionen vor Augen, bei denen dies in aller Schärfe zutrifft.

Bei jenen, die er als «harmlos» bezeichnet, wären wohl jene von ihm verwendeten Bezeichnungen mit Vorsicht anzuwenden. Es wird unbestreitbar sein, dass gewisse Heimstrukturen, auch der «harmlosen» Institutionen — vor allem der traditionellen —, jene Störung des Selbstwertgefühls eher fördern. Umgekehrt ist aber auch zuzugeben, dass das Individuum in Einzelfällen durch gegebene Heimstrukturen und Interaktionen sein Selbstwertgefühl wieder gewinnt, vor allem dann, wenn die Degradierungen vor dem Heimeintritt grösser waren. Natürlich entspricht

diese dies ermöglichende Heimstruktur dann nicht mehr dem, was Goffman unter «totaler Institution» versteht.

Allerdings kann man immer wieder verfeinerte Formen jener Degradierungen auch in sogenannten «menschlicheren» modernen Heimen finden. Sie können bereits beim Eintrittsritual zum Ausdruck kommen, bei dem der Neueintretende vielfach, zumindest teilweise, seine persönliche Habe verliert, mit der er emotionell verbunden war. Auch weisen jene Gründe, die gegen eine Heimübersiedlung vorgebracht werden, auf eine gewisse Angst vor gewissen Eigenschaften der «totalen Institution» hin, die sich vielfach in der Hausordnung widerspiegeln!

Die Heimordnung und ihre schlechten Dienste

Dieser Titel möchte nicht die Notwendigkeit einer Heim- oder Hausordnung in Frage stellen. Er möchte nur darauf hinweisen, dass Heimordnungen unter Umständen eine — um einen Ausdruck des amerikanischen Soziologen Robert Merton zu gebrauchen — eine «selffulfilling-prophecy»-Wirkung haben können und oft tatsächlich haben. Schon papierene Hausordnungen und Reglementierungen können die negative Einstellung zum Altersheim schon vor der Uebersiedlung fördern und verstärken. Je nach Handhabung realisieren sie die «totale Institution» mit all den negativen Folgen für die Lebensqualität der Heiminsassen. Die in den Hausordnungen enthaltenen Normen haben prägende Funktion. Sie dienen als Ausgangspunkt beim Erlernen der neuen Rolle des Heimbewohners. In sehr vielen Fällen bildet die Hausordnung einen integralen Bestandteil des Heimvertrages. Man anerkennt sie durch die Unterzeichnung des Vertrages. Inwieweit bedeutet jene Unterzeichnung Autonomieverlust für den Betagten im Heim?

Bei meinen folgenden Ueberlegungen stütze ich mich auf eine Untersuchung von Jochen Anthes «Zur Organisationsstruktur des Altenheims». Ziel der Untersuchung war es, «die in den Hausordnungen enthaltenen Normen und Reglementierungen und Sanktionen zu analysieren, die die Beziehungen der Heimbewohner zur Heimleitung, Heimpersonal, Mitbewohnern und zur Aussenwelt strukturieren (Anthes S. 436)». Es wurden 526 Hausordnungen analysiert.

Das offizielle Ziel der Institution «Altersheim»

Zu den deklarierten Zielen dieser Institution gehört nicht nur die Befriedigung physischer, sondern auch jene psychischer und sozialer Bedürfnisse. In der überwiegenden Mehrheit der Hausordnungen wird das Heim als eine «Gemeinschaft von Heimbewohnern, Heimleitung, Pflege- und Hauspersonal» dargestellt. 46,6 Prozent der analysierten Hausordnungen beinhalten darum auch eine Aufforderung zur Pflege der «Heimgemeinschaft». Hausordnungen, in denen eine Balance zwischen dem Anspruch des

Heimbewohners auf Entscheidungs- und Bewegungsfreiheit und einem für das Zusammenleben in der Institution notwendigen Minimum an Regeln angestrebt wird, sind jedoch selten», stellt Anthes fest. Eine erhebliche Störung der Hausordnung wird mit negativen Sanktionen bedroht.

Position von Heimleitung und Heimpersonal in der Hausordnung

Die Struktur der Interaktionen zwischen Heimleitung und Heimbewohnern ist stark hierarchisch geprägt. Der Heimbewohner hat sich unterzuordnen. Die Heimleitung hat die Aufsicht über das ganze Haus. Aufsicht bedeutet Ueberwachung, Regelung und Interpretation der Heimordnung, letzteres besonders da, wo die Verhaltensregelungen nicht eindeutig bestimmt sind. Der Heimbewohner ist verpflichtet, «den Anordnungen und Hinweisen der Leitung nachzukommen», ihnen «willig», «stets», «auf alle Fälle», «unbedingt» zu gehorchen (Anthes 439). Natürlich dienen diese Anordnungen nicht der Institution, sondern den Interessen der Heimbewohner. Die Heimleitung ist ebenfalls erste Instanz zur Erteilung negativer Sanktionen. Als formelle Sanktionen werden in 37,6 Prozent der Heimordnungen die fristlose Kündigung genannt, nur bei 5,1 Prozent eine Sanktionsabstufung: Verweis — Tadel — Kündigung.

«Die Kündigung», so meint Anthes, «als härteste Sanktion, die aber zugleich am seltensten eingesetzt wird, ist in erster Linie als Sanktionspotential in den Händen der Heimleitung zu betrachten. Unter Berücksichtigung der sozialen Situation des Heimbewohners dürfte schon die Existenz eines solchen Potentials Verhaltenskonformität erzwingen ...», vor allem darum, weil infolge des aufgelösten ehemaligen Haushalts dem Heimbewohner keine Wohnalternativen geboten sind.

Position des Heimbewohners in der Hausordnung

Die Position des Heimbewohners in den Hausordnungen ist eine untergeordnete. Gehorsam wird verlangt zur Erhaltung der Hausgemeinschaft. Weite Phasen des Tagesablaufes sind der Eigenbestimmung entzogen. Zeiten und mögliche Aktivitäten werden vielfach fremdbestimmt. Dabei sind mehr die Beschäftigungszeiten des Personals als der gewohnte Lebensrhythmus des Heimbewohners ausschlaggebend. Zusätzlich zum Verlust der Selbstbestimmung kommt noch weitgehend auch der Verlust einer gewissen Privatsphäre. Schutz und Unverletzlichkeit eines bestimmten Wohnraums ist Gewohnheitsrecht oder sogar in sehr vielen Gesellschaften verfassungsrechtlich verankert. In den untersuchten Hausordnungen kann nur in 9,7 Prozent von einer relativen Autonomie bezüglich des Bewohnerzimmers gesprochen werden. In 30,2 Prozent der Hausordnungen wird der Heimleitung die Befugnis zugestanden, sich jederzeit Zugang zu den Bewohnerzimmern zu verschaffen.

Die Beziehungen des Heimbewohners zur Aussenwelt

Ausgang und soziale Kontakte nach aussen sind oft durch festgelegte Tagesablaufzeiten determiniert. Bei ganztägiger Abwesenheit und geplanter später Heimkehr unterliegt der Heimbewohner einschränkenden Bestimmungen. Nur in 17,1 Prozent der Fälle verfügt er über einen eigenen Hausschlüssel. Nur 11,8 Prozent kennen keine Sonderbeschränkungen. Bei 40,5 Prozent der Hausordnungen ist eine verspätete Rückkehr an die vorherige Information der Heimautoritäten gebunden. Bei 23,4 Prozent wird der abendliche Ausgang an die Erlaubnis der Heimleitung gebunden oder sogar untersagt. Hinsichtlich der Regelung der Besuchszeiten kann man feststellen, dass ein Drittel aller Hausordnungen die Besuchszeiten auf drei Stunden im Tag begrenzt.

Integration durch soziale Zugänglichkeit

Integration ist nicht nur organisationelle Ordnung. Für geistige Wesen geschieht sie durch die Möglichkeit, die dem Menschen gegeben ist, sich selber zu sein. Die Gruppe, in die ich integriert werden soll, darf nicht sosehr ihre Stärke als vielmehr ihre Zugänglichkeit zeigen.

Wichtige, anstrebenswerte Eigenschaften eines Gegenübers können auch entmutigend wirken. Respekts- und Fügsamkeitsbezeugungen einem anderen gegenüber können das eigene Selbstbewusstsein untergraben, das heisst das eigene Selbstbild, das man in Interaktion mit dem anderen zu entwerfen versucht hatte, zerstören. Das Bedürfnis nach sozialer Anlehnung nimmt zu. Wenn unter diesen Umständen für Integration gesorgt werden soll, muss der «Stärkere» einen Beweis seiner Zugänglichkeit erbringen, das heisst Bereitschaft zeigen, den «Schwächeren» zu akzeptieren. Der «Stärkere» zeigt dadurch seine Bereitschaft, den Anspruch auf eine monopolistische übergeordnete Stellung aufzugeben. Dadurch entstehen Bande gegenseitiger Anziehung. Der Stärkere leistet hier einen Beitrag zur sozialen Integration.

Vom Betagten her gesehen, spielt die Gesellschaft die Rolle des «Stärkeren». Die Vorteile, die sie zu bieten hat, machen sie attraktiver. Das Nachlassen der Konkurrenzfähigkeit im Alter erhöht die tatsächliche soziale Abhängigkeit, intensiviert aber vor allem das Abhängigkeitsgefühl und das Bedürfnis nach sozialer Anlehnung. Das Selbstbild wird im Alter getrübt oder in Frage gestellt. Will die Gesellschaft für die Integration ihrer Mitglieder, somit auch für die eigene Integration, sorgen, so muss sie ihre Zugänglichkeit beweisen, das heisst, sie muss allen ihren Individuen eine Chance geben. Der Schwächere bewahrt so das Gefühl, ebenso attraktiv zu sein, das heisst sein Selbstbild, und ist so fähig und bereit, sich mit seiner Umgebung, die ihm das ermöglicht, zu identifizieren. Denn, «es ist im wesentlichen die Erfahrung affektiver Beziehungen

und sozialer Anerkennung, die für eine positive Balance des Lebensgefühls entscheidend ist» (9).

Literaturhinweis

- 1 S. Lohmann, *Ältere Menschen in Altersunterkünften* in: A. Strömer (Hrsg.), *Veröffentlichungen der deutschen Gesellschaft für Gerontologie*, Darmstadt 1970, Bd. 3, S. 305 ff.
- 2 Irving Rosow, *Old Age: One Moral Dilemma of an affluent Society*, in: *The Gerontologist* 1962, 2, 182–191.
- 3 Friedrich Fürstenberg, *Randgruppen in der modernen Gesellschaft*, in: *Soziale Welt* 1965, 16, S. 239.
- 4 Ursula Lehr, *Institutionalisierung älterer Menschen als psychologisches Problem — Ergebnisse der empirischen Forschung*, in: A. Strömer (Hrsg.), *Veröffentlichungen der deutschen Gesellschaft für Gerontologie*, Darmstadt 1970, Bd. 3, S. 344 ff.
Hannelore Narr, *Soziale Probleme des Alters*, Stuttgart 1976, S. 101.
Lorenz Fischer, *Die Institutionalisierung alter Menschen*, Köln 1976, S. 1 ff.
- 5 Hans Dieter Schneider, *Aspekte des Alterns — Ergebnisse sozialpsychologischer Forschung*, Fischer Athenäum, Frankfurt a. M. 1974, S. 151 ff.
- 5 Ursula Lehr, *Psychologie des Alterns*, Heidelberg 1972, S. 444.
- 6 Giosch Albrecht, *Soziokultureller Wandel und soziale Integration der Betagten*, Zürich (Eigenverlag) 1976, S. 559.
- 7 Erving Goffmann, *Asyle* (aus dem Amerikanischen übersetzt von Nils Lindquist), Frankfurt a. M. 1972, S. 15.
- 8 Jochen Anthes, *Zur Organisationsstruktur des Altenheims*, in: *Zeitschrift für Gerontologie* 1975, 8, 6, S. 435.
- 9 Gerhard Schmidtchen, *Der Aufbruch ins Glück — Qualität des Lebens als Problem sozialer Motivation*, in: Hermann-Josef Nachtwey, *Lebensqualität — Von der Hoffnung Mensch zu sein*, herausgegeben von der Landeszentrale für politische Bildung des Landes Nordrhein-Westfalen, Verlag Wissenschaft und Politik, Berend von Nottbeck, Köln 1974, S. 123.

Adresse des Verfassers:

Pfr. Dr. G. Albrecht, 8702 Zollikon

Anthropologische Aspekte

Schnaken und Schrullen sind Bestandteil des Menschseins

Von Klaus Schädelin, Bern

Einen gesprochenen Vortrag im nachhinein schriftlich niederzulegen, ist zweifach penibel: Um des Anstandes willen muss man gesagte Dummheiten streichen, und um der Wahrheit willen darf man sie nicht durch ausgeklügelte Einfälle ersetzen. Im übrigen hat die Tagungsleitung ohne böse Absicht das ganze von vornherein verpfuscht: Ich soll anthropologische Aspekte behandeln.

Was ist Anthropologie?

Das Lexikon von Meyer sagt, sie sei «die Lehre von der körperlichen und psychischen Natur des Menschen, und von der Wechselwirkung der menschlichen Naturen aufeinander». Die psychische Natur ist nun aber Thema des dritten Referates — und die Wechselwirkung ist Sache des ersten gewesen. Verbleibt mir also die körperliche Natur des alten Menschen im Heim — gewissermassen der menschliche Magen—Darm-Trakt samt dem, was ihn umschlingt und aufrecht erhält. Doch ehe ich mich diesem Gebilde zuwende, gebe ich Ihnen zu bedenken, dass die neuere Anthropologie lehrt, der Mensch sei nach Leib, Seele, Geist samt seinen sozialen Bezügen eine untrennbare Einheit, und um diesem Menschen nicht ungerecht zu werden, muss ich seinen Magen—Darm-Trakt in die zweite Hälfte des Referats verweisen und einiges vom ganzen Menschen sagen, der in einem Heim leben muss.

Leider lässt sich aus der Anthropologie kaum ein Modell des idealen Altersheims ableiten. Der Zoologe mit seiner Verhaltensforschung kann Ihnen für seine Schützlinge ziemlich genau sagen, in welcher Art von Stall und Gehege sich eine bestimmte Tiergattung wohlfühlt. Denn so gross die Mannfaltigkeit des Tierreichs ist, so festgelegt, so starr vorge-

geben in der Erbmasse sind die Verhaltensmuster in einer bestimmten Lebenssituation. Wohl gibt es neurotische, scheue, aggressive, verängstigte und verwöhnte Hunde. Doch haben sie auf bestimmte äussere Reize hin keine unbeschränkte Wahl von Reaktionen, und darum lässt sich aufgrund von Forschungsergebnissen leicht definieren, in welcher Umgebung, unter welchen Lebensbedingungen ein Tier glücklich sein kann.

Unendlich schwieriger ist es, ein Modell für optimale Lebensbedingungen des Menschen zu schaffen, denn die Verhaltensmuster und die Möglichkeiten des Menschen sind Legion. Wenn wir ihm zubilligen, Gott habe ihm die Freiheit des Willens geschenkt, und selbst wenn wir ihm einschränkend nur eine gewisse Bandbreite solcher Freiheit zugestehen, so müssen wir, was sein Verhalten, Wünschen und Wohlbefinden betrifft, mit einer fast unendlich vielfältigen Kombination von Vorbedingungen rechnen, deren es bedarf, um jedem einzelnen glückliche alte Tage zu bereiten. Aus der Summe der menschlichen Wünsche, Möglichkeiten, Erwartungen, Bedürfnisse, Hoffnungen, Ängste, Freuden, Interessen, Spannungen und Schrullen ergibt sich nicht *ein* Modell für das gute Altersheim. — Und weil die Berücksichtigung der menschlichen Individualitäten fast ratlos macht, hat man sich allzulange — und erst noch falsch — an die vermeintlich einfachen biologischen Gegebenheiten des Altwerdens gehalten und die Heimprojekte nach ihnen ausgerichtet. Nachdem man sich nun lange Zeit auf die biologischen Erfordernisse spezialisiert und die betagten Mitmenschen in die drei Kategorien Nicht-, Leicht- und Schwerbedürftige eingeteilt hat, müsste heute eine notwendige Ratlosigkeit ausbrechen über dem Eingeständnis und der Erkenntnis, dass wir es in Altersheimen mit lauter Originalen, mit dem Wunder unendlicher Va-